

Die Neue Welt

Nr. 14

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Lena war halb erschrocken, halb geschmeichelt. „Aber Signora Perrickioni — nehmen Sie die doch mit,“ stotterte sie.

Lavallo lächelte schwermüthig. „Sie hat für Monate eine, eine — sagen wir ‚Abhaltung‘ in Deutschland; ich hole sie erst wieder, wenn sie genug hat. Sie singt auch keine Volkslieder, sie ist eine viel zu große Künstlerin. Was wollen Sie? Sie weiß viel, zu viel. Kleine Vieder kann nur singen, der eine weiße Seele hat, wie Sie, Madame!“ Er sah sie zärtlich bewundernd und zugleich kühl und abwägend an mit seinen matten, traurigen Augen.

Lena fühlte eine entschiedene Sympathie für den Mann; er erschien ihr wie Einer, der schon viele Enttäuschungen hinter sich hat.

„Wann kann ich Sie singen hören, Madame?“ fragte wieder seine weiche einschmeichelnde Stimme.

Sie sah unerschlossen in ihren Schooß und dann zu ihrem Mann hin; er beachtete sie nicht, so vertieft war er in die Unterhaltung mit der Signora, sie konnte sich nicht mit ihm in Einverständnis setzen. „Wenn Sie zu uns kommen wollen,“ sagte sie halblaut und verlegen, „dann will ich Ihnen gern vorsingen. Bitte, besuchen Sie uns, mein Mann wird sich freuen!“

„Dank, tausend Dank!“ Er geberdete sich wie Einer, dem ein großer Gnadenakt zu Theil geworden.

„Ich werde kommen, es mühte denn die Erde vergehen!“ Er legte die Hand auf's Herz: „Bei den Heiligen, ich schwöre es! Madame, singen Sie Volkslieder oder kleine Vieder, bei denen man weinen muß?“

Sie beachtete nicht, daß er sie prüfend taxirte. Ein liebliches Roth färbte ihre Wangen, es that ihr wohl, daß sich Jemand so warm für ihre Kunst interessirte. Sie hatte das so lange entbehrt. Mit hastigem Athem und einem begeisterten Blick in den Augen sprach sie von der Musik. Sie fragte ihn: „Kennen Sie Dies, kennen Sie Das?“ Und wenn er's nicht kannte, was meistens der Fall war, so summte sie ihm die Melodie vor und sprach leise die Worte. Sie empfand mehr Freude als seit lange, lange.

Es saß sich so schön hier beim kühlen Wasser, umrauscht von den Klängen einer temperamentvollen Musik. Die Menge zog vorüber und doch war sie weitab. Kleiderrauschen, Riestürschen, Sprechen und Lachen klangen wie hinter einer Nebelwand.

Die da oben siedelten und siedelten! Die Gestalt des Dirigenten bogte sich hin und her wie ein Rohr im Winde, jedes Glied an ihm lebte, jeder Zoll war Musik. Er holte weitaus mit dem Arm, schleuderte ihn hin und her und warf sich vornüber, daß die schwarze Mähne ihm in's Gesicht fiel. Und nun kam der Mond hervor, voll und silbern, beschämte

das elektrische Licht, übergoß die braunen Musikanten und spiegelte sich blendend in jeder Perle des Springbrunnens.

„Zauberhaft,“ sagte Brebenhofer. „Man kann die weite Puzta sehen und die braunen Gestalten darauf. Die Zigermer siedeln und klagen, das Feuer unter'm Kessel brennt, und die Sterne bleiben am Himmel stehen. Jetzt Tanzen und Jauchzen. Das Leben ist doch schön! Es lebe!“

„O ja,“ flüsterte Lena und suchte unter'm Tisch die Hand ihres Mannes. Sie hatte keinen Tropfen Wein im Glas gehabt, und doch war sie wie beerauscht. Die Mondnacht und die Zauberklänge hatten das gemacht und das ganze wunderbare Entrücktsein vom alltäglichen Leben und dem Kummer der letzten Wochen. Der Springbrunnen rauschte ein Adagio, ein Schummerlied in Moll. Die Menschen waren weniger geworden; ab und zu ein flüsterndes Pärchen, im Mondschein rasch vorüberleitend und dunklere Büsche suchend. Ein leiser Nachtwind raschelte in den Bäumen und säufelte heran, einen Duft von Heliotrop und Grün mit sich bringend. Es war wie im Märchen.

Die Zigermer spielten schmelzender und schmelzender, Lena's Augen glänzten im Mondenschimmer wie die eines seligen Kindes; jetzt gedachte sie nicht mehr ihres Schmerzes. Es war wunderschön so zu leben — wunderschön!

Sie fuhr zusammen, die Signora hatte geniest. Jetzt sagte die: „Es wird kühl; morgen singe ich die ‚Traviata‘. Mi Zegerl, i krieg' a Schnupfen,“ setzte sie plötzlich im unverfälschtesten Wienerisch hinzu.

Die Anderen lachten, die kleine Gesellschaft erhob sich. Lavallo stürzte wie ein Unsiniger auf die Sängerin zu und hing ihr einen dicken kostbaren Shawl um. Er zog sie am Arm eilig mit sich fort, immer bemüht, ihr mit seiner Gestalt den augenblicklich stärker wehenden Wind abzufangen.

„Da geht er hin,“ sagte Neuter, „und schützt seine kostbare Pflanze vor'm Nachthau. Ja, das ist ein famos'er Kerl, der Lavallo! Der versteht's. Ein Impressario, wie ihn sich keine besser wünschen kann! Und dabei nicht herrisch. Die Perrickioni —“ er näherte seinen Mund dem Ohr Brebenhofer's und flüsterte; dann schloß er laut: „Sie sehen, er ist sehr bequem; er tritt vom Schanplaz ab und ist wieder da, wenn er gebraucht wird. Die Sache mit dem Fürsten dauert ja nicht lange, die Perrickioni ist ein Zugvogel, sie hält's selbst in höchsten Fesseln nicht aus. Brillanten hat sie, sage ich Ihnen, Brillanten — die thun's ihr nicht mehr an!“

Sie waren am Ausgang angelangt. „Und nun mein Sekt?“ fragte die Perrickioni und blinzelte mit ihren Kohlenaugen.

Auch Neuter war noch nicht für die Trennung, am allerwenigsten Brebenhofer. Er winkte zwei Droschken heran und forderte die Gesellschaften auf, einzusteigen.

„Ich bitte die Herrschaften, meine Gäste zu sein. Es ist ein schöner Abend, und wir sind nur einmal jung! Sei vergnügt,“ raunte er seiner Frau zu. „Neuter sagt mir, mein Bild gefalle sehr; es ist so gut wie verkauft. Freue Dich!“

Eine halbe Stunde später saßen sie in dem kleinen versteckten Weinrestaurant in der Nähe der Linden; Brebenhofer kannte es von seiner Junggesellenzeit her.

Die Perrickioni verstand zu trinken, und Appetit hatte sie — erstaunlich! Es war allerliebste, wie sie mit ihren weißen Zähnen die Krammeisvögel zerknabberte, und bei der Gänseleberpastete versicherte, sie hätte sich noch nie den Magen verdorben. Sie nippte nicht vom Champagner, sie goß den ganzen Kelch auf einen Ruck hinunter; man sah garnicht, daß sie schluckte. Sie wurde ungemein drollig, überstürzte sich in Theatergeschichten, die sie mit Gesten und funkelnden Augen vortrug; dabei war sie nicht frivol, sondern von der ungezogenen Ausgelassenheit eines anmuthigen Kindes. Man konnte ihr nicht böse sein, die ganze Person wurde jünger und reizender.

„Das ist das Genie,“ flüsterte Neuter verzückt. Brebenhofer zog seinerseits alle Schleusen auf. Er sekundirte der Diva, er wurde ganz der sorglose lustige Mensch, als den Lena ihn kennen gelernt. Eine plötzliche Verliebtheit überkam sie. Wie er da saß, die schlanke Gestalt, nachlässig hintenüber gelehnt, mit der weichen Hand die Haare zurückstreichend, jung, hübsch, sprühendes Leben in den Augen, auf dem schmalen Gesicht einen geistreichen Zug! Sie hätte ihn küssen mögen; sie zog ihren Stuhl näher an ihn heran.

Er nickte ihr zu, und dann legte er zärtlich den Arm um ihre Schultern. „Verzeihen die Herrschaften,“ sagte er in kläglichem Ton, „aber ich verhungere und verdurste hier!“

Sie sahen ihn erstaunt an. „Ich halt's nicht mehr aus, ich muß meiner Frau einen Kuß geben,“ fuhr er übermüthig fort, „ich hab' sie zu lieb!“

Allgemeines Gelächter. „O, Ihr Glücklichen,“ rief enthusiastisch der alte Neuter, „Ihr Glücklichen, Ihr habt Euch lieb!“ Mit schwimmenden, gerührten Augen sah er das junge Paar an. „O Ihr, Ihr! Alle Charitinnen Euch hold — und Musen — und Amor, der lächelnde Knabe — und —“ Er wurde von Bewegung übermannt. Beim dritten Glase stellte sich diese Bewegung regelmäßig ein.

Die Signora lachte laut auf und warf sich gegen

Lavallo. Sie drückte ihm einen schallenden Kuß auf den Mund. „I muß Dir a Bussel geben,“ rief sie, „der Neuter is zu komisch!“ Sie lachte, daß sie sich schüttelte und ihr die Thränen über die Wangen liefen. „Weißt Du noch, Lavallo, wie Du mich aufgegebelt hast? Ein Waschermadel in Margarethen, weiter nichts; nur einen Kattunsegen auf dem Leib und Sonntags noch ein paar Ohrringel! Da hab' i auch glaubt, das Liebhaben macht's — macht glücklich — Diavolo!“ Sie legte die gespreizten Finger an die Nase: „Bah!“

Lavallo blieb unverändert ernst, mit seinen schwermüthigen Augen sah er die Signora an; es war ihm entschieden nicht angenehm, daß sie so aus der Schule plauderte. „Bella,“ sagte er mahnend und drückte ihren Arm.

Sie lachte ihr schönes helles Lachen, das so sorglos von den Wänden widerhallte. Und dann sprachen sie italienisch miteinander, blitzeswind, daß kein Anderer der Unterhaltung folgen konnte.

Lena starrte mit großen Augen die Signora an — also ein Waschermadel, weiter nichts, daher auch das flüssige Deutsch! Und in den Berliner Zeitungen stand schon lange vor dem Eintreffen der Diva die romantische Geschichte eines verarmten altitalienischen Fürstengeschlechts, dessen einzig übriggebliebener Sproß jene Sängerin sei, die den Adelsnamen abgelegt, statt dessen aber den Adel des Genies auf der Stirn trage.

„Ja, Signor Lavallo versteht's,“ lachte Neuter, „der kann Gine groß machen!“

Lena wurde blaß und roth; wie ein Blitz schoß es ihr durch's Innere und erschellte alle dunklen Wünsche und Hoffnungen. Sie war wie geblendet. Wenn der Mann etwas für sie thun wollte! Er schien sich zu interessiren. O, sie wollte ihm vorsingen mit aller Kraft ihres Könnens und ihrer Seele! Wenn er sie mitnahm auf seine Tournee, sie zur großen Sängerin machte — wenn sie wiederkam, bekannt, gefeiert, glänzend honorirt! O, da würden die Verwandten andere Saiten aufziehen, und das kleinliche Sorgen, das den Muth lähmt und den Hoffnungen die Flügel knickt, würde ein Ende haben! Sie sah verstohlen ihren Mann von der Seite an — was würde der sagen? Er mußte stolz, stolz auf sie sein, sich freuen. Ach, sie that's wirklich nicht aus Eitelkeit, aus Ruhmsucht; sie that's aus Liebe zu ihm und zur Kunst. Sie that's aus einem dunklen Drang, herauszukommen aus Verhältnissen, die sie bedrückten.

Mit einem Seufzer kniff Lena die Augen zu; sie wollte nichts mehr sehen, die Perspektive der Zukunft erschien ihr zu glänzend und die Gegenwart plötzlich dunkler als dunkel. Ihr schwindelte; sie griff mit der Hand um sich und klammerte sich an die Tischkante.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Lena?“

„Oh, madame?“

„Um Gotteswillen, Lena!“

Wie hinter einer dicken Wand hörte sie das Lachen der Signora ersterben, sie fühlte sich vom Arm ihres Mannes umfaßt — Alles dunkel, Alles dunkel — es stieg ihr ein Knäuel in den Hals, würgte sie und ließ sie nur zitternd und mühsam athmen.

„Oh“ — sie holte stöhnend Athem. Jetzt sah sie wieder. Langsam wich die Angst, es wurde ihr besser.

„Gast Du mich erschreckt, Lena!“ Bredenhofer sah ihr mit einem eigenthümlich unruhigen, forschenden Blick in das blasse Gesicht. „Trink einmal!“ Er hielt ihr das Weinglas an den Mund.

Mit Ekel stieß sie es zurück. „Ich kann nicht trinken,“ sagte sie mühsam, und dann zwang sie sich zu lächeln. „Ich danke, es geht mir wieder ganz gut!“

Aber es wollte doch keine rechte Fröhlichkeit mehr in Fluß kommen; die Diva gähnte, und Bredenhofer machte ein verfürtes Gesicht. Nur Neuter säufelte in seinem Enthusiasmus fort; es war ihm garnicht nach Wunsch, daß die Anderen schon aufbrachen.

Lena athmete erlöst, als ihr draußen die Nachtluft um die Schläfen wehte. An der Ecke der Linden trennte man sich.

„Also, Madame, ich werde von Ihrer Erlaubniß

Gebrauch machen,“ flüsterte Lavallo bei seinem Handkuß. „Bald, sehr bald — o welcher Genuß, Sie zu hören!“ Er legte die Hand auf die Brust, klappte die Augen melancholisch auf und zu und beugte sich tief und feierlich.

„Was wollte der Mensch?“ fragte Bredenhofer seine Frau, als die perlende Nachsalve der Signora hinter den Bäumen verklungen war und auch Neuter sich verabschiedet hatte.

„Er will uns besuchen,“ antwortete sie mit einem leichten Herzklopfen, „er will mich singen hören.“

„So,“ sagte er gleichgültig, wippte mit dem Stöckchen und sah den breiten Mondstrahlen nach, die sich über Firne und Wände ergossen und in silbernem Strom über's Trottoir flutheten.

Seine Gleichgültigkeit war ihr unangenehm, mit Schmerz empfand sie's, er hatte nicht mehr die alte Theilnahme für ihre Kunst. „Jawohl,“ beharrte sie mit einiger Gereiztheit, „er will mich singen hören, er zeigt eben großes Interesse. Vielleicht, daß er mich engagiren will für seine Tournee nach Rußland.“ Mit gespannter Miene sah sie ihren Mann an — was würde er sagen?

Bredenhofer lachte laut auf. „Warum nicht gar? Haha, Unsinn!“

Sein Lachen beleidigte sie; sie antwortete nichts darauf, aber sie ging stumm und verstimmt an seinem Arm weiter. Ohne Glanz glitt ihr Blick über die einsame, nachtsille Straße und dann hinauf zum Himmel. Die Sterne konnten sich nicht geltend machen neben dem vollen, Alles überstrahlenden Mondlicht, sie blinzelten und zitterten; aber da — da — der eine zuckte und wackelte, und nun schoß er wie ein goldener Funke hinab in's Bodenlose. Eine Sternschnuppe.

Lena drückte rasch die Hand auf's Herz — jetzt etwas wünschen, schnell einen großen heißen Wunsch, und er war erfüllt! Es fiel ihr nichts ein.

Da — der Stern war längst gefallen.

XIII.

Lena ging hocherregt in ihrem Zimmer auf und nieder. Der Flügel stand geöffnet, Notenblätter waren zur Erde geweht unter den zurückgeschobenen Klavierstuhl.

Hier, hier war er aufgesprungen in hellem Entzücken, hatte ihr begeistert die Hände geküßt und, seine Melancholie ganz vergessend, enthusiastisch gerufen: „O dieser charme — Madame, Sie sind ganz, was ich suche!“

Die junge Frau hielt mit dem Auf- und Niedergehen inne; sie blieb stehen, preßte beide Hände an ihre glühenden Wangen und starrte wie traumverloren zu Boden. In ihren Ohren klangen seine Worte nach, er hatte ihr so viel Angenehmes und Schönes gesagt; mit lechzenden Lippen hatte sie seine Anerkennung eingelesen — ah, that das gut!

Sie sah sich schon auf dem Podium, zu Füßen die lauschende Menge. Laute der Bewunderung, auch in fremder Sprache verstanden, schlugen an ihr Ohr. Welch' seltsames Gefühl, sich dann zu verbiegen!

„Sie müssen ein einfaches weißes Kleid tragen, ganz simpel, ganz schlicht, und das Haar so, so!“ Mit einer raschen Handbewegung hatte ihr Lavallo die Locken wild in die Stirn gestrichen; dann wies er lang den Rücken hinunter: „Und Zöpfe, ganz echt, ganz deutsch! Sie heißen ‚Fräulein‘, wir machen das so, das ist besser; Niemand giebt Ihnen mehr als sechzehn. O, Sie werden wirken!“ Er hatte sich die Fingerzitzen geküßt und dann seinen schwermüthigsten Augenaufschlag gethan. „Sie rühren!“

Eine unbeschreiblich freundige Erregtheit durchzitterte Lena's Nerven; ein Schobenfein war in ihr, das sie alles Nächstliegende vergessen ließ. Sie lief wieder in der Stube umher mit den flüchtigen Schritten eines Rehes, sie rückte hier, sie rückte dort, froh unter's Klavier und las die Notenblätter zusammen, und wußte doch selbst nicht, was sie that.

Sie zog die Schublade im Schreibtisch auf, in der sie ihre Birthschaftskasse verwahrte, und zählte und zählte; es waren nur wenige Groschen mehr drin, aber was machte das? Bald, bald hatte das ängstliche Rechnen eine Ende! Lavallo schlug glänzende Bedingungen vor. Ihre Brust hob und senkte sich

rasch unter einem befreienden Arhemzug — wenn doch Richard nach Hause käme! Er war in den Kunstsalon unter den Linden gegangen, wo sein Bild aushing.

Jetzt kam er; sie hörte seinen Tritt auf der Treppe, lief und riß rasch die Entreehür auf. Verwundert sah er sie an.

„So heiß, so roth, Lena?“

Sie hing sich an ihn und zog ihn in die Stube; in ihrer Herzensfreude wartete sie nicht, bis er Hut und Stock abgelegt hatte, sie sprudelte ihm gleich die ganze Geschichte entgegen.

Mit hochgezogenen Augenbrauen hörte er sie an, dann tippte er sie auf die Stirn: „Lena, Schag, ist's da drinnen nicht ganz richtig? Was — mit Lavallo nach Petersburg?“ Er lachte, wie er vorgestern Nacht auf der Straße gelacht hatte.

Sie ließ sich nicht beirren; mit der größten Ernsthaftigkeit trug sie ihre Sache vor, die Wiederholung machte ihr die Aussicht noch reizvoller. Wie eine Landschaft bei öfterem Sehen immer neue Schönheiten offenbart, so war es mit Lavallo's Vorschlag; sie verliebte sich mehr und mehr in denselben. „Und denke,“ schloß sie mit hochrothen Wangen, „wenn was aus mir wird! Wie wird das unsere Verhältnisse aufbessern und uns den Verwandten gegenüber eine andere Position geben! Ach, Richard, ich freue mich so!“ Sie drückte seine Hand gegen ihr klopfendes Herz.

„Und Du denkst, ich werde Dich gehen lassen?“ murrte er zwischen geschlossenen Lippen. Das Roth des Unmuths stieg ihm in die Stirn und färbte seine Wangen mit ein paar abgegirkelten Flecken.

Sie sah ihn groß an. „Du wirst — Du mußt — natürlich!“

Jetzt lachte er wieder, aber es war nicht das Lachen ungläubigen, gutmüthigen Spottes, eine böse Gereiztheit klang durch. „Niemals,“ sagte er, „niemals. Das sind Verriäthheiten; Du bist meine Frau und gehörst zu mir. Wenn der Lavallo noch einmal kommt, weise ich ihm die Thür. Ich werfe ihn hinaus,“ setzte er heftig aufbrausend hinzu.

„Das wirst Du nicht thun,“ rief sie außer sich.

„Ich thue es!“

„O Du!“ Sie hob leidenschaftlich die Hände. „Willst Du mich einsperren? Gieb mir meine Kunst wieder, meinen Gesang, meine frohen Mädchenstunden! Meinen Bruder hast Du mir genommen, mein — mein — und jetzt auch —“ Sie brach schluchzend ab.

„Sprich es aus,“ sagte er heiser und faßte ihre Handgelenke. „Was hab' ich Dir genommen? Deinen Bruder und Dein — Dein —“ er drückte fester — „sag's!“

„O nichts, nichts!“ Sich besinnend sah sie in sein Gesicht; es blickte sie an mit einem Ausdruck unbestimmter, zersahrener Dual.

Er ließ ihre Handgelenke los und wandte sich ab. „Du willst es mir nicht sagen, aber ich weiß es — ich habe Dein Glück genommen!“ Mit schleppendem Schritt ging er zur Stubenthür; er sah aus wie ein alter Mann, so unsicher die Beine, so haltlos der Rücken.

„Richard, Richard!“ Sie stürzte hinter ihm drein mit jammervollem Weinen, sie hielt seinen Rock fest. „Richard, sei mir nicht böse, ich — ich —“ Sie hielt jäh inne, und dann stieß sie es doch hervor in überquellender Pein: „Ich bin unglücklich!“

Das Wort war entflohen: eine bange, schreckliche Pause entstand.

„Nein, nein!“ schrie sie, als er stumm mit bleichen, zuckenden Lippen auf sie blickte. „Es ist nicht wahr — nicht wahr — ich liebe Dich — ich liebe Dich!“ Sie verberg ihr Gesicht an seiner Brust.

So standen sie, nahe bei einander, und doch eins, ohne das andere zu umfassen. Es streckte sich etwas zwischen sie und rückte Brust von Brust; es reckte sich etwas über sie und beschattete ihre Gesichter, daß sie einander nicht mehr deutlich sahen. Es war so klein gewesen, und schon wurde es größer und dehnte seine schwarzen Fittiche. Sie konnten es doch nicht greifen. Sie standen nur und schauderten. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckungsreisen im Alterthum.

Von A. Demmer.

Unter den Werken des „antiken Voltaire“, des geistreichen Schriftstellers Lucian,* dessen immer geistreiche, aber manchmal frivole Essays den Verfall des klassischen Alterthums in vortrefflicher Weise spiegeln, findet sich ein sehr amüsantes Schriftchen, dem er den Titel „Wahre Geschichten“ gegeben hat. So nennt er sie, weil kein Wort davon wahr ist. Es kehrt seine Spitze gegen die massenhaften Geschichten von abenteuerlichen Erlebnissen und von wunderbaren Menschen und Thieren, die sich in den Werken zahlreicher klassischer Autoren als angebliche wissenschaftliche Thatfachen finden. Diese Leute will Lucian an Ungereimtheiten noch übergipfeln, und so kam das zu Stande, was man nicht unpassend den antiken Münchhausen genannt hat. Weil er gerade nichts Anderes zu thun wußte, so erzählt Lucian, rüstete er ein Schiff aus, um auf Entdeckungen auszugehen. Durch die „Säulen des Herkules“ (so hieß bei den Alten die Straße von Gibraltar) gelangte er in den Atlantischen Ocean und wurde durch einen heftigen Sturm in ein Land verschlagen, wo der Weingott Bacchus Spuren ehemaliger Anwesenheit in Weinstöcken, die in Jungfrauen auskiefen, und einen Weinstrom mit Weinfischen hinterlassen hatte. Als das Schiff dieses wunderbare Eiland verlassen hat, faßt es ein furchtbarer Wind, trägt es tausend Meilen in die Höhe und setzt es auf Wolken ab, auf denen es ganz vergnüglich dahergeht. So kommen sie schließlich auf dem Mond an, lernen dessen König Endymion kennen und sein Heer von Pferdegeiern, Leuten auf dreiköpfigen Geiern, deren Größe man sich daran vorstellen kann, daß ihre Federn länger sind als Mastbäume. Unsere Reisenden nehmen an einem Kriege gegen die Sonnenbewohner theil, der auf beiden Seiten die erstaunlichsten Geschöpfe in Thätigkeit setzt, Stohlvögel, die anstatt mit Federn mit Kohl bewachsen sind und Salatblätter als Flügel haben, Fische von Gefantengröße und auf Seiten der Sonnenbewohner sogar den Schützen im Thierkreis. Schließlich treten Lucian und die Seinigen die Naktreise nach der Erde an und gelangen über den Morgenstern durch den Thierkreis, linker Hand der Sonne und schließlich noch an Wolkenkuckucksheim vorbei, wieder in den Ocean. Hier haben sie das Unglück, mit einem ihrer Schiffe von einem gewaltigen Walfisch von fünf und vierzig Meilen Länge verschluckt zu werden. Dieses Ungeheuer hat in seinem Innern eine ganze Welt — Wasser, Land, Berge und auch zahlreiche Bewohner, die schon früher das Unglück gehabt haben, verschluckt zu werden: mit ihnen entbrennt natürlich sogleich ein Vernichtungskrieg, in dem sie ausgerottet werden. Um aus dem Walfisch wieder herauszukommen, zündet Lucian schließlich den Wald in seinem Innern an, wodurch das Thier verreckt; sein Maul wird mit einem großen Balken aufgesperrt und das Schiff an Seilen von den Zähnen aus in's Wasser gelassen. Ihre weitere Fahrt bringt sie in eine Art von Scharaffenland, einen Theil des Meeres, der von Milch ist; darin liegt eine große Insel von Käse. Dann taucht die Insel der Seligen vor ihnen auf, wo es ihnen gestattet wird, das Glück der Schatten in siebenmonatlichem Aufenthalt kennen zu lernen; vortrefflich ist die Beschreibung der unsterblichen Seelen: „Sie selbst aber haben keine eigentlichen Körper (denn sie sind unantastbar und ohne Fleisch und Bein), sondern nur die Gestalt und Idee davon; und dem ungeachtet gehen und stehen sie, haben alle ihre Sinne und reden wie andere Menschen. Kurz, ihre Seele scheint eigentlich nackt einherzugehen und bloß den Schein eines Leibes um sich geworfen zu haben. Man könnte sie mit aufgerichteten Schatten vergleichen, die, anstatt schwarz zu sein, die natürliche Farbe ihres Körpers hätten; und man muß sie betasten wollen, um sich zu überzeugen, daß das, was man sieht, kein Körper ist.“ Beim Abschied giebt Odysseus,

ohne daß die treue Penelope es gewahr wird, dem Lucian einen Brief an die Nymphe Kalypso auf der Insel Ogygia, bei der er sich so lange nach der Heimath Ithaka gehärmt hat, mit, und theilt seiner alten Geliebten mit, wie leid es ihm jetzt thue, nicht als ein Unsterblicher bei ihr geblieben zu sein, die Seligkeit sei gräßlich langweilig, und er wolle sich so bald als möglich aus dem Staube machen, um zu ihr zu kommen. Die Seefahrer erreichen Ogygia und erleben dann noch manches Abenteuer, treffen Seeräuber, die auf Kürbissen fahren, Schiffer, die Nüsse als Fahrzeuge benutzen, Leute, die auf Delphinen reiten, Ochsenköpfer, Felsfüßler, gerathen an eine Wasserflut, wo das Wasser tausend Stadien tiefer steht als anderswo, und scheitern schließlich an einer unbekanntem Küste. Mit seiner letzten Lüge nimmt Lucian von seinen Lesern Abschied: „Was nun weiter auf dem Festlande erfolgt, davon werde ich in den folgenden Büchern Bericht erstatten.“ Nach dieser Fortsetzung schlägt man das Blatt natürlich vergeblich um.

Alle die abenteuerlichen Geschöpfe und Gegenden der „Wahren Geschichten“ zielen auf Stellen alter Schriftsteller ab — zum Theil auf die homerischen Epen, deren Erzählungen in den naiveren Zeiten des klassischen Alterthums in allen Einzelheiten nicht als Produkt dichterischer Phantasie, sondern als zuverlässige Geschichtserzählung angesehen wurden. Das Meiste aber geht auf Schriftsteller, die in wissenschaftlichen Werken fabelhafte Berichte für bare Münze verausgabten; und wenige Bücher des früheren Alterthums über geographische Dinge sind davon frei.

Da ist gleich der „Vater der Geschichte“, Herodot, der im fünften Jahrhundert v. Chr. die ruhmreichen Kämpfe der Griechen gegen die Perser beschrieb und die Geschichte und Geographie der „Barbaren“ in seine Darstellung einbegriff. Er erzählt ganz unbefangen von einem Volk in Afrika, das Hundsköpfe hat, von einem anderen, das überhaupt keine Köpfe, sondern die Augen in der Brust hat; in Indien kennt er eine Gattung Ameisen, die so groß sind wie Fische.

Da ist der Geschichtsschreiber Ktesias, der gegen 400 als Leibarzt am Hof des Perserkönigs Artaxerxes lebte und eine Geschichte der Perser und Assyrier und eine Beschreibung von Indien lieferte. Er nannte den Herodot einen Lügner, wußte aber auch von Menschen mit Hundsköpfen, die nur bellen könnten, von Leuten mit Schwänzen und Aehnlichem zu berichten.

Pytheas, ein Grieche aus Massilia, dem heutigen Marseille, der zur Zeit Alexander's des Großen eine Reise nach dem Norden unternahm und bis an die norddeutschen Küsten und nach Schottland kam, sprach von einer Gegend hoch im Norden, noch über Thule hinaus, wo ein Gemenge von Wasser, Luft und Erde ein Band zwischen Himmel und Erde bildete; auch Ohrenmenschen und Pferdefüßler waren ihm bekannt.

Eine ganze Menge von Sagen knüpfte sich an den indischen Feldzug Alexander's des Großen an. Davon lieferte Onesikritos, der Oberstenemann von Alexander's Admiral Nearch, eine Beschreibung, in der er Alexander unter Anderem Afrika umschiffen ließ; er trieb es so arg, daß über sein Buch gerichtet wurde, es sei nicht Alles darin erlogen.

Wenig später schrieb Megasthenes ein Buch über Indien, in dem es von Ohrenlosen, Nasenlosen und Ohrenschläfern nur so wimmelt.

Dies sind einige von den Schriftstellern, gegen die sich der Wit des Lucian richtete. Der naive Wunderglaube des früheren Alterthums war diesem Spötter, wie den hochgebildeten Kreisen, an die er sich wandte, gänzlich abhanden gekommen. Sehr begreiflich daher, daß er jene Leute alle zusammen als Lügner und Schwindler in einen Sack steckte. Aber das trifft doch nur auf Wenige, wie Ktesias und Onesikritos, zu; dagegen geschieht den Reisten mit ihrer Einreihung unter die Lügner bitter Unrecht, und man würde sie ganz verkehrt beurtheilen, wenn man ihre Verdienste um die Wissenschaft nach jenen wunderbaren Erzählungen abschätzen wollte.

Herodot z. B. unternahm für seine Geschichte der Perserkriege weite Reisen, durch ganz Griechenland, nach Unteritalien, nach Egypten und Vorderasien,

und das will in einem Zeitalter ohne Verkehrsmittel viel heißen. Wo er aus eigener Anschauung spricht, ist er stets vollkommen zuverlässig und durch die neuere Forschung glänzend bestätigt worden. Freilich verstand er bloß Griechisch, da er es, wie seine Landsleute überhaupt, unter seiner Würde hielt, eine Barbarensprache zu erlernen. So war er vielfach, zumal für Länder, in die ihn seine Reisen nicht geführt hatten, darauf angewiesen, Angaben aus zweiter Hand zu übernehmen, und da ist es weiter nicht erstaunlich, daß Vieles den Stempel orientalischer Liebe zur Uebertreibung und zum Wunderbaren an sich trägt, was er leichtgläubig für wahr hielt, da sein kritischer Sinn nur sehr schwach entwickelt war.

Aehnlich steht es mit dem berühmten Pytheas von Massilia. Was er aus eigener Anschauung schilderte, ist ganz zuverlässig; aber er ließ sich von manchem Seemann Garne spinnen, deren Unsinnigkeit für ein aufgeklärteres Zeitalter handgreiflich war und auch seine wahren Angaben in Mißkredit brachte. Heute wird man seinen Verdiensten um die Erforschung gerechter.

Gleich Herodot und Pytheas haben noch zahlreiche alte Gelehrte den Gefahren und Mühsalen, denen Forschungsreisende damals noch viel mehr als heute ausgesetzt waren, getrotzt: die Geschichtsforscher Polybios im 2. und Posidonius im 1. Jahrhundert v. Chr., der Geograph Strabo zur Zeit des Kaisers Augustus und zahlreiche Andere vermehrten durch Reisen die geographischen Kenntnisse ihrer Zeit. Aber das Meiste, was im Alterthum für die Erweiterung des geographischen Gesichtskreises geschah, ging doch nicht von Gelehrten aus, die sich aus Wissenstrieb den Gefahren unbekannter Meere aussetzten, sondern wurde, wie es auch im großen Zeitalter der Entdeckungen war, durch Eroberungszüge und den Handel zu Wege gebracht. Was die Eroberungen betrifft, so braucht man nur daran zu denken, daß Alexander der Große Indien, die römischen Legionen Gallien, Spanien, Britannien, Germanien, Arabien, Mauretanien den Kulturvölkern am Mittelmeer bekannt machten.

So weit dagegen der Handel in Betracht kam, waren es viel weniger die Griechen und die Römer, deren Schifffahrt sich ganz auf die Küsten des Mitteländischen und Schwarzen Meeres beschränkte, als das unternehmende Handelsvolk der Phönizier an der syrischen Küste und ihre mächtige Pflanzstadt Karthago in der Nähe des heutigen Tunis, die langjährige Nebenbuhlerin Roms, die in die Ferne hinausstrebten und schon zu Zeiten, als die Römer noch Barbaren waren, die Griechen ihre Kulturentwicklung erst begannen, auf ihren kleinen Ruderschiffen ohne Kompaß kühn in die unbekanntem Weiten des Indischen und des Atlantischen Ozeans hinausfuhren, an der indischen Küste Gold und Elfenbein, von den britischen Inseln Zinn holten.

Höchst wahrscheinlich haben phönizische Seeleute schon zwei Jahrtausende vor Vasco de Gama das Kap der Guten Hoffnung umschifft. Wir haben darüber einen interessanten Bericht bei Herodot, der wohl werth ist, übersetzt zu werden: „Libyen (Afrika) ist vom Meere umflossen außer dem Theil, der an Asien grenzt, wie Necho, König von Egypten, zum ersten Mal gezeigt hat, der, nachdem er die Arbeiten an dem Kanal vom Nil nach dem Arabischen Meeresbusen* eingestellt hatte, phönizische Männer auf Schiffen abschickte, mit dem Auftrag, auf dem Rückweg durch die Säulen des Herkules zu fahren, bis sie in das nördliche Meer (das Mittelmeer) und so nach Egypten gelangten. Nachdem nun die Phönizier aus dem rothen Meere aufgebrochen waren, fuhren sie durch das südliche Meer (den Indischen Ocean); sobald es Herbst wurde, gingen sie an der Stelle von Libyen, wohin sie gerade auf ihrer Fahrt gelangt waren, an Land und besäeten es und warteten auf die Ernte; wenn sie das Getreide eingebracht hatten, fuhren sie weiter, so daß sie nach Verlauf von zwei Jahren im dritten Jahre die Säulen des

* König Necho II. von Egypten (609—595 v. Chr.) nahm einen Kanal vom Nil zum rothen Meer in Angriff, der erst hundert Jahre später durch den Perserkönig Darius vollendet wurde. Dieser Vorläufer des Suezkanals verfiel später.

* Er war aus Samosata am Euphrat gebürtig und lebte zur römischen Kaiserzeit, um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Herkules umschiffen und nach Egypten gelangten. Und sie sagten, was mir zwar nicht glaubwürdig erscheint, vielleicht aber sonst Jemand, daß sie bei der Umschiffung Libyens die Sonne zur Rechten hatten.“ Gerade diese letzte Angabe, an die Herodot nicht glauben will, macht es, weil sie vollkommen den Thatfachen entspricht, ungemein wahrscheinlich, daß schon sechs Jahrhunderte vor Christi Phönizier Afrika umschifft haben.

Freilich blieb diese Entdeckung ohne jede praktischen Folgen. Zwar weniger ausgedehnt, aber folgenreicher war eine Expedition, die die Republik Karthago in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Christi unternahm. Wir haben darüber den Originalbericht des Leiters der Expedition in griechischer Uebersetzung, eine unschätzbare Urkunde, die uns einen ganz einzigen Einblick in die Methode solcher antiken Expeditionen gestattet. Zu der Zeit, als die Unternehmung stattfand, zwischen 480 und 450 v. Chr., befand sich Karthago auf der Höhe seiner Blüthe. Neben zahlreichen Kolonien an der afrikanischen Nordküste, auf Sizilien, Sardinien und in Spanien besaß die Republik auch einige Ansiedlungen an der atlantischen Küste Afrikas in der Nähe der Straße von Gibraltar, die aber sehr heruntergekommen waren. Um den alten Kolonien neue Ansiedler zuzuführen und weitere Niederlassungen mehr südlich zu begründen, schickte die Republik einen ihrer beiden höchsten Beamten, den Suffeten („Richter“) Hanno ab. Er erhielt 60 Pentekontoren (offene Schiffe mit 50 Ruderern) und 30 000 Kolonisten, Männer und Frauen, an Bord.

„Nachdem wir abgefahren waren,“ heißt es in dem Bericht, „die Säulen des Herkules passirt und außerhalb derselben zwei Tagesfahrten zurückgelegt hatten, gründeten wir die erste Stadt und nannten sie Thymiatium (das heutige Namura); eine große Ebene lag dabei. Dann segelten wir nach Westen und landeten bei dem libyschen Vorgebirge Soloeis (Kap Cantin), das dicht mit Bäumen bestanden ist. Nachdem wir hier einen Tempel des Poseidon errichtet hatten, fuhren wir einen halben Tag lang nach Osten, bis wir an einen Sumpf gelangten, der nicht weit vom Meere lag und voll langen Schilfes war; auch Elefanten und andere Thiere in großer Zahl hielten sich darin auf.“ Nach einer Tagfahrt hörten die Sümpfe auf, und die Flotte gelangte zu fünf alten karthagischen Ansiedlungen, die mit neuen Ansiedlern versorgt wurden. „Nachdem wir von dort abgefahren waren, kamen wir an den großen Fluß Lixus (Wab Draa), der in Libyen entspringt. An seinen Ufern weidete das Nomadenvolk der Lixiten seine Heerden; da wir uns befreundet hatten, so blieben wir einige Zeit bei ihnen. Ueber dieses Volk hinaus wohnten ungasilische Neger in einem an wilden Thieren reichen Lande, das von hohen Bergen durchschnitten ist: auf diesen Bergen soll der Lixus entspringen. In diesen Gebirgen sollen Menschen von merkwürdiger Gestalt wohnen, Troglodyten (d. h. Höhlenbewohner, wahrscheinlich Menschenaffen), von denen die Lixiten behaupten, daß sie schneller laufen könnten als Pferde. Wir nahmen Dolmetscher von den Lixiten und fuhren zwölf Tagereisen südwärts an der Küste vorbei, dann wieder eine Tagereise nach Osten. Dort fanden wir im Innern eines Meerbusens eine kleine Insel, fünf Stadien (ungefähr ein Kilometer) im Umfang (die Insel Arguin in der Mündung des Rio d'Urro); darauf legten wir eine Ansiedlung an, die wir Kerne nannten. Nach den Strecken, die wir zurückgelegt hatten, berechneten wir, daß sie Karthago gegenüberliege; denn die Fahrt von Karthago bis zu den Säulen des Herkules und von da bis Kerne war ziemlich gleich lang. Von da kamen wir, nachdem wir durch einen großen Fluß geschifft waren Namens Chretes (den nördlichen Mündungsarm des Senegal), in einen See (den See Nguiër); in dem See lagen drei Inseln, die größer waren als Kerne. Nachdem wir von diesen eine Tagesfahrt gemacht hatten, kamen wir in den innersten Theil des Sees, über dem sich gewaltige Berge erhoben, voll von wilden und mit Thierfellen bekleideten Menschen, die uns durch Steinwürfe am Landen verhinderten. Dann brachte uns unsere Fahrt zu einem anderen großen

und breiten Strom (dem Senegal), der voll Krokodile und Flußpferde war. Hier kehrten wir um und gelangten nach Kerne zurück.“

Aber sie kehrten nur um, um sich frisch mit Lebensmitteln zu versehen und dann einen neuen Vorstoß nach Süden zu machen. „Von dort haben wir zwölf Tagereisen nach Süden, das Land entlang, das allenthalben von Negern bewohnt war, die nicht auf uns warteten, sondern entflohen; ihre Sprache war auch für die Lixiten, die wir bei uns hatten, unverständlich. Am letzten Tage aber legten wir bei hohen, dicht mit wohlriechenden Bäumen bewachsenen Bergen an (Kap Verde). Nachdem wir diese Berge in zwei Tagen umschifft hatten, gelangten wir in einen riesigen Meerbusen (die Mündung des Gambia), zu dessen beiden Seiten das Land eben war. Bei Nacht sahen wir dort allenthalben Feuer in einer gewissen Entfernung, bald höher, bald niedriger.“ Die Eingeborenen an diesem Theil der afrikanischen Küste pflegen zur Zeit der größten Trockenheit im Sommer das Gras anzuzünden, um den Boden dadurch zu verbessern, und diese Grasbrände nehmen enorme Dimensionen an. Hanno's Expedition sollte noch oft durch diese ihnen ganz räthselhafte Erscheinung geschreckt werden. „Nachdem wir Wasser eingenommen hatten, fuhren wir weiter fünf Tage längs des Landes, bis wir in einen großen Busen kamen, der nach Angabe unserer Dolmetscher das „Horn des Westens“ genannt wurde (der Golf von Bissao, in den sich der Rio Geba und der Rio Grande ergießen). In diesem Busen lag eine große Insel und in der Insel eine feartige Bai, hierin eine zweite Insel (die Insel Harang). Wir landeten hier und sahen bei Tag nichts als Wald, bei Nacht aber viele Feuer und vernahmen den Klang von Flöten, Becken, Pauken und lautes Geschrei. Schreck erfaßte uns, und die Seher befahlen, die Insel zu verlassen. Wir fuhren schleunigst ab und schifften ein Land entlang, das von Feuerdämpfen erfüllt war, und aus dem sich Feuerströme in das Meer ergossen. Das Land war wegen der Hitze unzugänglich. Giligt fuhren wir auch von hier schreck erfüllt ab. Nach einer Fahrt von vier Tagen sahen wir bei Nacht das Land mit Feuer angefüllt; in der Mitte war ein Feuer von bedeutender Höhe und größer als die anderen, das anscheinend bis an den Himmel reichte. Dies stellte sich bei Tage als ein hoher Berg heraus, der den Namen „Götterwagen“ führte (Mont Sagres an der Küste von Sierra Leone). Nachdem wir von dort drei Tage lang an Feuerströmen vorbeigefahren waren, kamen wir in einen Meerbusen, der das „Horn des Südens“ genannt wurde (der Golf von Sherboro). In seinem Inneren lag eine Insel, ähnlich jener früheren, mit einem feartigen Einschnitt, und darin lag eine zweite Insel, voll wilder Menschen. Die große Mehrzahl waren Weiber mit behaartem Körper, welche die Dolmetscher Gorillas nannten. Als wir sie verfolgten, konnten wir die Männchen nicht einholen, sondern sie entkamen alle, da sie über die Felsen kletterten und sich mit Steinen wehrten; dagegen fingen wir drei Weibchen, die aber ihre Führer bißen und trugten und nicht mitgehen wollten. Wir tödteten sie, zogen ihnen die Haut ab und brachten die Felle nach Karthago. Denn wir fuhren nicht mehr weiter, da uns die Lebensmittel ausgingen.“ Die Affen, die hier ganz naive wilde Menschen genannt werden, sind jedenfalls nicht mit denen identisch, die jetzt Gorillas heißen, sondern vermuthlich Schimpansen. Diese Affeninsel, von der die Karthager ihre Rückreise antreten mußten, ist das heutige Sherboro, ungefähr 7 $\frac{1}{2}$ ° nördlich vom Aequator.

Von wunderbaren Abenteuern ist in dem Reisebericht des karthagischen Suffeten nichts zu finden. Aber gerade in seiner schlichten Sprache macht er auf Jeden den Eindruck ungeschminkter Wahrhaftigkeit; um so mehr ist es zu bedauern, daß wir nicht auch den Bericht über eine zweite gleichzeitig im Auftrag der Republik Karthago unternommene Expedition nach den atlantischen Küsten Europas besitzen, die unter der Führung des Himilko bis nach Britannien gelangte.

Die Karthager hielten Kerne, die südlichste Ansiedlung, die Hanno begründet hatte, fest und ent-

wickelten dort einen einträglichen Handel. Alle Jahre schickten sie eine ganze Flotte dorthin mit Artikeln für den Tauschhandel, bei dem sie den Eingeborenen Schmuckfachen, Töpferwaaren, Wein und dergleichen lieferten und Elefantenzähne, Wolle, Thierhäute empfingen. So lagen die Anfänge einer Besiedlung der afrikanischen Westküste vor, die die Karthager zu weiteren Entdeckungen hätten führen müssen. Freilich kam es dazu nicht; die Kriege mit Rom brachen Karthagos Macht, und als im Jahre 146 v. Chr. die reiche Handelsstadt, deren Einwohnerzahl auf 700 000 geschätzt wurde, der unerbittlichen Feindschaft der Römer zum Opfer fiel und in einem Flammenmeer endigte, da gingen gleichzeitig auch alle Keime zukünftiger Entdeckungen im Atlantischen Ozean für Jahrhunderte zu Grunde. Denn die Römer, wie sie überhaupt kein eigentlich seefahrendes Volk waren, hatten nun vollends eine unüberwindliche Abneigung, sich in den Ozean hinauszuwagen.

Und so vollständig hörte jede Verbindung mit den Küsten auf, die von den Karthagern einstmalig betreten worden waren, daß sie am Ausgang des Mittelalters noch einmal ganz von Neuem entdeckt werden mußten. —



Die Konfektionsstoff-Fabrikation.

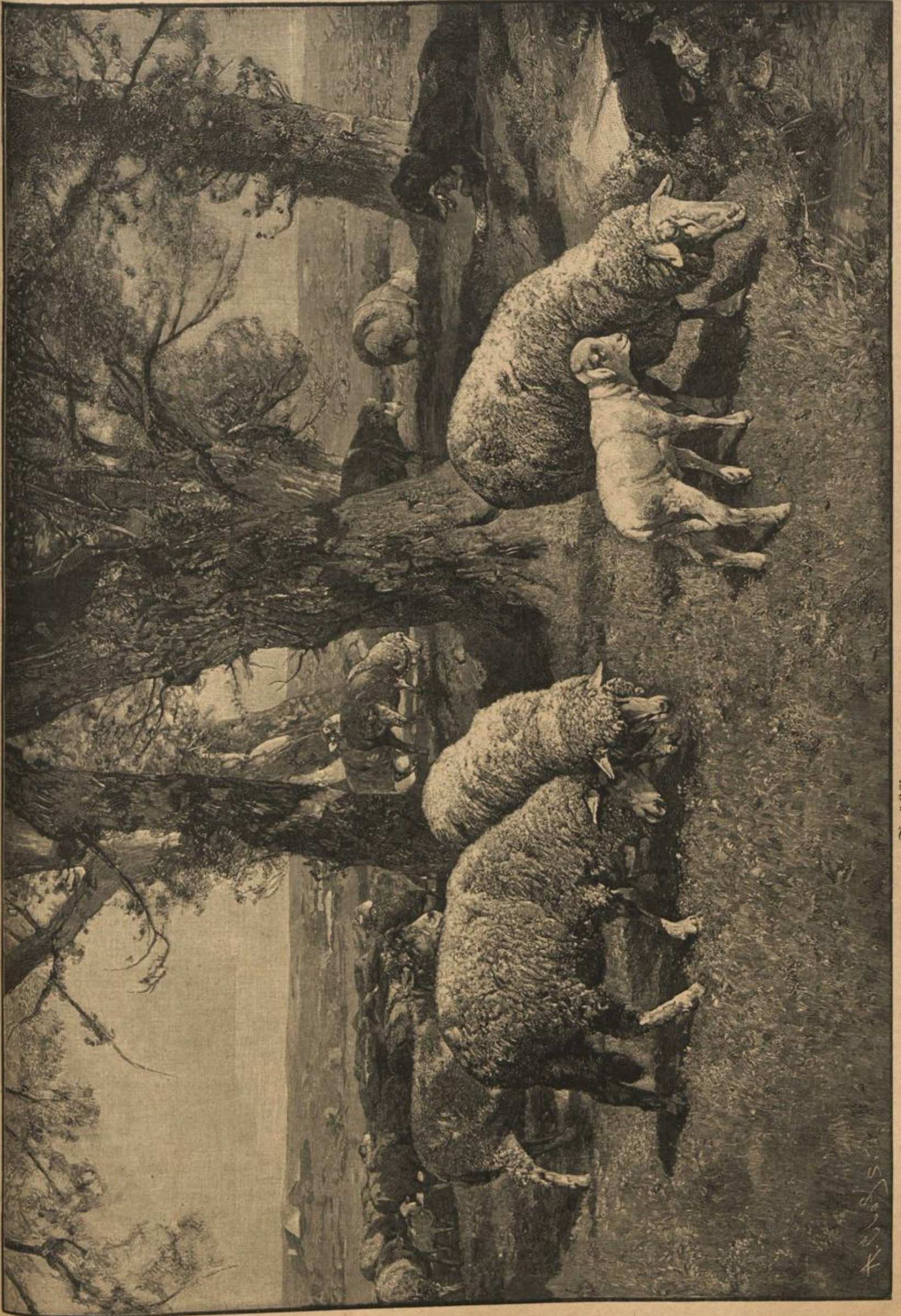
Von Arno Hirsch.

(Schluß.)

War bisher nur die Rede von der technischen Seite dieser Frikation, so soll in nachstehendem auch die kaufmännische und soziale Seite derselben beleuchtet werden. Beide zeigen uns sehr interessante Bilder, indem sich hier noch Formen erhalten haben, die in der übrigen Großindustrie fast verschwunden sind: ich meine die Frikation ohne eigentlichen Fabrikbetrieb und die dadurch bedingte Stellung der für diesen Industriezweig thätigen Bevölkerung zum Fabrikanten.

Für die Seidenkonfektion in Elberfeld und Krefeld haben sich in dem letzten Jahrzehnt die Verhältnisse derartig verschoben, daß diese Orte als Beispiel für die gedachte Frikationsweise nicht mehr in Betracht kommen können. Dort hat sich für diese Stoffe die Umwandlung der Hausindustrie in Fabrikindustrie fast gänzlich vollzogen, obgleich in Elberfeld für andere Artikel die Hausweber noch eine Rolle spielen. Um so lehrreicher ist als Beispiel Berlin, das auf dem Weltmarkt in wollenen Konfektionsstoffen noch einen gewissen Einfluß ausübt. Hier existirten nach den Angaben eines bürgerlichen Blattes im Jahre 1890 noch 5071 selbstständige Betriebe in der Textilindustrie, und davon nur 194 fabrikmäßige. Beschäftigt waren damals 27 879 Gehülfen, Gesellen, Lehrlinge und Arbeiter, wovon 17 000 in Berlin selbst und 10 000 in Vororten und Nachbarstädten wohnten. Von den Diensten dieser Hilfskräfte machten im Ganzen 2909 Betriebe Gebrauch, während 2162 als ohne Gehülfen arbeitende, selbstständige Gewerbetreibende aufgeführt sind. Man geht nicht fehl, diese 2162 kleinen Hausbetriebe als im Dienste größerer Unternehmer arbeitend zu betrachten. Ja noch mehr, auch von dem nach Abzug der Großbetriebe verbleibenden 2715 mit Gehülfen arbeitenden Betrieben stehen noch über $\frac{2}{3}$ im Dienste solcher Unternehmer, deren Gesamtzahl 800 nicht übersteigt. Die zirkuläre 1900 übrigbleibenden Betriebe, welche im Ganzen 4348 Personen beschäftigten und in Wahrheit als selbstständig anzusehen sind, waren Hausbetriebe; davon waren nur 80 mit Motoren versehen.

Diese Angaben zeigen schon für sich zur Genüge, daß in der Konfektionsstoff-Fabrikation in Berlin Verhältnisse existiren, die in anderen Textilindustriestädten gänzlich fehlen. Dementsprechend muß auch die kaufmännische Regie eine andere sein. Die in der übrigen Großindustrie unter den Augen der Firma im eigenen Betrieb sich vollziehende Anfertigung der Handelsobjekte fällt hier bei dem größten Theil der Industriellen weg; an ihre Stelle tritt eine große Anzahl von Hauswebern, welche



Frühling. Nach dem Gemälde von S. Zügel.

5
1874
X

nur das Rohmaterial geliefert bekommen und dieses in der eigenen Wohnung verarbeiten. Trotzdem diese Weber also im Grunde nur Lohnarbeiter sind, hat man doch bei Einführung der Alters- und Invaliditätsversicherung diese Kategorien von Lohnarbeitern für selbstständige Gewerbetreibende erklärt; die Gründe sind ja ziemlich naheliegend.

Ueber den wirklichen Umfang eines solchen Fabrikgeschäftes wird man nach außen hin meist recht wenig gewahr; vielfach verfügt dasselbe über nur ganz geringfügige Kontorräume; da wird nur gehandelt und disponiert. Garnagenten gehen täglich ein und aus. Einer unterbietet den anderen, und wenn er es nicht freiwillig thut, so wird ihm seine Waare so „mieß“ gemacht, daß ihm schließlich garnichts weiter übrig bleibt, als den angebotenen Preis anzunehmen. Bei einzelnen Agenten und Händlern wird das ganz besonders praktiziert. Wenn ein Garnagent sich melden läßt, so berathen vorher schon Wertführer und Einkäufer, wie sie denselben einseifen wollen. Nachdem er seine Muster und Preise vorgelegt hat, liigt man ihn ganz einfach an: „Ein Kollege von Ihnen hat uns die Waare so und soviel billiger angeboten, wenn Sie's dafür auch können, nehmen wir zehn Ballen!“ Obgleich er sehr oft weiß, daß es ein ganz plumper Schwindel ist, muß er darauf reinfallen, da man im anderen Falle nie mehr etwas von ihm kaufen würde. Hat dann das Opfer eines solchen Tricks die Thür von draußen wieder zugemacht, so reiben sich die Herren vergnügt die Hände: Haßt ä Geschäft! Kommt nun gar einmal ein Spinnereibesitzer selbst, der nothwendig baares Geld braucht, oder dem aus sonstigen Gründen das Messer an der Kehle sitzt, dem wird vollends das Fell über die Ohren gezogen, und das Alles unter der heiligen Versicherung des tiefsten Mitgeföhls. Ein Angestellter eines solchen Hauses sagte einmal: „Unser Geschäftsführer ist als Geschäftsmann nicht zu verachten, als Mensch ist er aber keinen Schuß Pulver werth!“ Das kann so ziemlich stimmen. Dieselben Maximen gelten auch in den meisten Fällen dem Arbeiter gegenüber, und der Wertführer, der in diesem Punkte am gemeinsten auftreten kann, hat in Berlin die meiste Avantage, ein hohes Gehalt zu erzielen.

Das von den Agenten oder Spinnern erhandelte Garn wird nun nicht nach dem Geschäftshause dirigiert, sondern meist gleich ab Spinnerei an Kleinunternehmer, Faktoren oder Schwizmeister, welche ihrerseits das System womöglich noch schamloser treiben, überdisponiert, von dort geht die gewebte Rohwaare an irgend eine Lohnappretur und erst die verkaufsfähige fertige Waare trifft zum Versand im Geschäftshause ein. Kleinere Geschäfte, die keine Zwischenmeister beschäftigen, geben ihre Ketten direkt an die Weber. Das ist dann ein eigenthümliches Bild, dieser Hof eines solchen Fabrikkontors! Männer, Frauen, Kinder, alles bunt durch einander, jede Altersklasse und jede Stufe des Besitzes vertreten; jüngere, äußerlich noch gut aussehende Männer in weißer Wäsche bis herab zum altersschwachen, gebückten Greis und dem zerlumpten Jungen, welcher mit Schiebkarren oder Kinderwagen das erhaltene Material nach Hause schafft. Hauptmanns Darstellung eines schlesischen Webereikontors in „Die Weber“ ist gegen dieses Bild manchmal noch zahm; er läßt doch wenigstens seinen Weberjungen im geschlossenen Kontorraum vor Hunger umfallen, hier können dieselben manchmal

stundenlang im offenen Hofe bei Schnee und Regen aushalten; wenn's nicht paßt, der kann sich ja nach Hause scheren! Treten nun gar Geschäftsstockungen auf, so heißt es einfach: „Wir haben heute keine Kette, Sie können mal wieder kommen!“ Wie ein geprägelter Hund schleicht sich dann der arme Weber vom Hofe.

Das sind Bilder inmitten der Reichshauptstadt, wie sie in schlesischen Dörfern wahrlich nicht viel krasser vorkommen können, und die ab und zu durch die Presse gehenden Polizeiberichte, welche stereotyp melden: „Der Weber N. N. wurde erhängt in seiner Wohnung aufgefunden; Nahrungsjorgen scheinen den alten Mann in den Tod getrieben zu haben“, machen gar keinen besonderen Eindruck mehr. Daß man sich in industriellen Kreisen sehr wohl dabei fühlt und gar keine Veranlassung hat, eine Aenderung herbeizusehnen, läßt der Schreiber des oben erwähnten Artikels recht deutlich durchblicken, indem er den Umstand, daß der Fabrikant jederzeit in der Lage ist, seine Hausweber auf den Damm setzen zu können, als besonders vortheilhaft preist. Er schreibt wörtlich: „Sie (die Konfektionsstoff-Fabrikation) kam sich gegebenen Falls in guter Zeit sehr schnell ausdehnen, in schlechter schnell Einschränkungen eintreten lassen.“ Er tröstet sich dann weiter: „Allerdings treffen solche Einschränkungen in erster Linie die kleinen, abhängigen Hausindustriellen, allein die Sache sieht in diesem Falle für die Berliner schlimmer aus, als sie in Wirklichkeit ist. In guten Tagen bewirken die Fabrikanten die wünschenswerthe Expansion zumest durch Ausgabe von Lohnarbeit nach Thüringen und Schlesien, und die bei Umschwung der Konjunktur nothwendig werdende Beschränkung trifft dann an erster Stelle diese Außenarbeiter, welche bei Eintritt schlechter Zeiten allerdings häufig übel daran sind!“

Man weiß ja, was man von solchen Beruhigungs- und Beschönigungsphrasen zu halten hat. Seit vielen Jahren ist nämlich das Umgekehrte der Fall; die Berliner Weber erhalten nur noch Arbeit, wenn die bei Pellkartoffeln und schwarzem Kaffee sitzenden schlesischen Hausweber nicht Alles schaffen können.

Ähnlich wie in Berlin selbst sieht es in den von dieser Fabrikation abhängigen Vororten aus: Nowawes, Strausberg, Bernau, Zinna usw. In diesen Orten haben die größeren Fabrikanten je einen Vertreter (die Weber sagen: Pachulke), der die gelieferten Ketten an die Weber vertheilt und für die richtige Ausführung zu stehen hat.

Greifen wir von diesen Orten einen heraus, Nowawes, und lassen wir das dortige Leben und Treiben an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Das dortige Webergewerk unterhält auf seine Kosten mehrere Wagen für den Transport der Rohmaterialien von Berlin nach Nowawes und umgekehrt für die Rückbeförderung der fertigen Waare. Große, mit Planen überspannte Frachtwagen verkehren wöchentlich zweimal zwischen beiden Städten. Ein reges Leben herrscht an den Liefertagen. Jeder bringt sein Stück geschleppt, läßt sich's im Lieferbuch quittiren, und wenn die Wagen vollgeladen sind, dann geht's ab. Am nächsten Morgen treffen die Wagenführer in Berlin ein, laden die fertigen Stücke bei dem betreffenden Fabrikanten ab, nehmen neue Ketten, d. h. wenn es solche giebt, und das Geld in Empfang und machen sich Abends wieder auf den Heimweg.

Den nächsten Morgen kommen dann die Weber, lassen sich von dem Gewerksangestellten ihr Geld auszahlen, nehmen ihre Kette auf den Nacken oder Schiebkarren und ziehen wieder heim.

Wenn das nur immer so ginge! Sobald es in Berlin nichts mehr giebt, dann ist es eben Feierabend. Der sonst so freundlich gelegene, mit hübschen Maulbeerplantagen geschmückte Ort ist fast todt; aus den mit frischen, grünen Fensterladen versehenen einstöckigen Häuschen lugt das Glend. Nur an den Liefertagen sieht man die Weber hastig zur Lieferstelle oder zum Vertreter eilen; gespannt wartet die ganze Familie, ob der Vater etwas bringt, wenn es auch nur eine ganz kleine Kette wäre, und enttäuscht zieht sich Jeder wieder schweigend in seinen Winkel zurück, wenn die Mühe vergeblich gewesen. Ueber dem ganzen, sonst so fleißigen, werththätigen Flecken scheint eine düstere Wolke zu lagern. Wenn dann endlich nach einem derart zwischen Gängen und Bangen verlebten Winter die Frühlingssonne zu scheinen beginnt, dann athmet Alles hoffnungsfreudig auf; weiß man auch noch nicht, was der Sommer bringen wird, so hofft man doch wenigstens. Einige gute Materialsendungen von Berlin wirken dann Wunder; aus dem noch vor wenigen Wochen öden Orte ist mit einem Schlage eine lebhaftere Kolonie geworden, alle Hände sind fleißig, Stühle klappern, Spulräder schnurren, gilt es doch, jetzt doppelt fleißig zu sein, um den Verlust des langen Winters wieder einzubringen. Wie der nahende Frühling unjeren Zugvögel sagt, daß sie ihre Sommerheimath beziehen sollen, so auch den wandernden Webergefellen; in hellen Schaaren kommen sie heran, und für die meisten findet sich ein Plätzchen. Die „Meisterin“ sitzt von früh bis spät am Spulrad, häufig drei oder vier kleine Wirtchen um sich herum und das kleinste auf dem Schooß; und dennoch freut sie sich, wenn die Gefellen tüchtig „schuften“, obgleich sie den Morgenstern drehen muß, daß manchmal die Finger bluten. Es soll ja den Sommer über so viel angeschafft werden! Früher brauchte man wenigstens nicht auch für Kleiderstoffe zu sorgen; so viel als die Familie brauchte, vielleicht auch noch ein Stückchen mehr, blieb von den zu verarbeitenden Materialien übrig, der sogenannte „Schmuck“ oder „Maze“. Jedes Stückchen Schuß oder Kettfaben wurde aufgehoben und gesammelt, das wurde später dann zu einem Stück Waare zusammengesetzt.

Ist der Sommer so vorübergegangen, und fängt die Arbeit wieder an knapp zu werden, dann ziehen auch die Wandervögel in ihre heimathlichen Gefilde zurück; öde wird es wieder, und das graue Glend hält seinen Einzug.

Es sind schon öfter Versuche gemacht worden, der Ortsbevölkerung über solche Geschäftsstockungen hinweg zu helfen. Erfolge hatten sie nicht. Ähnlich liegen die Verhältnisse auch in den anderen Weberorten. Obwohl in Strausberg in den letzten Jahren eine Reihe kleiner Fabrikanten aufgetaucht ist, welche nur Saisonartikel fertigen lassen, wie Federplüsch, Besatzstreifen und Plüschreisdecken, und dadurch einzelnen Webern diese Krisen nicht ganz so hart ankommen, so wird die Gesamtlage dadurch doch nur wenig beeinflusst.

Die Handweberei ist dem Untergange geweiht. Was nützen da einige „Wohlthaten“ und Erleichterungen, die nur dem Einen und Anderen zu Gute kommen können? —

— Eine saubere Geschichte. —

Von S. N. Potapenko.

(Fortsetzung.)

„Um ganz sicher zu gehen, daß ihn Niemand belausche, schleppte Perechwatow Fedot Fedotowitsch zum Fenster.“

„Du, Brüderchen, mußt mir unbedingt die Sache fertig machen! Hörst Du? Unbedingt! Sollst nicht zu kurz kommen dafür. Du weißt doch wohl, daß ich zu danken verstehe.“ sagte er fast küstend. „Du meinst, es giebt kein derartiges Geseß, Du könntest auf die Anklagebank kommen, und man würde nicht mich zu Verantwortung ziehen, sondern Dich?“

Beruhige Dich, wir werden schon eine Verfügung finden. Ueberlasse das nur mir. Wenn man fragt, sage, es sei eine Extraverfügung. Nächsten Sonntag kommt der Adelsmarschall zu mir. Die Verfügung wird also auch wirklich zur rechten Zeit da sein, falls man sie braucht. Nur mußt Du den Starrkopf, den Schulzen, ordentlich bearbeiten: Kann man denn wirklich nichts machen ohne ihn? Wie? Unmöglich meinst Du? Nun, so führe ihm die Sache nur ordentlich zu Gemüthe. Sage ihm . . . doch

das wirst Du am besten selbst wissen. Kannst ja andeuten, es sei ein Krieg im Anzuge und die Regierung brauche Geld. Verstanden? Und fürchten brauchst Du Dich garnicht, ich werde schon Alles besorgen . . .“

Fedot Fedotowitsch hatte verständnißvoll zugehört und bejahend genickt.

„Ja, noch was. Du kennst doch die eigentlichen Aufreißer? Die muß man besonders hochnehmen. Na, kannst gehen, ich hoffe . . .“

Fedot Fedotowitsch ist hinausgegangen. Im Salon ist er stehen geblieben und senkt so tief auf, als hätte man ihn im Laufe einer ganzen Stunde nicht athmen lassen. Aus Perechwatow's Kabinett ist er mit dem festen Entschlusse fortgegangen, den Auftrag zu erfüllen. Im Laufe der ganzen Unterredung stand er unter dem ausschließlichen Einflusse des Selbsterhaltungstriebes. Er sah und verstand nur das Eine, daß es Perechwatow garnichts kostete, ihn sammt seiner Familie aus der Amtswohnung zu vertreiben und damit seine ganze Existenz zu vernichten. Er kannte die Herzenseigenschaften seiner Exzellenz besser, als jeder Andere.

Jetzt aber, da er im Salon allein stand, da ihn der frische Luftstrom, der durch das Fenster hereinbringt, umfließt, ist er plötzlich erwacht. Eine Binde fällt von seinen Augen, und er sieht, daß die ganze Sache ein unmenschliches Unternehmen ist. Er kennt genau die bäuerlichen Verhältnisse, er weiß, was es für den Bauer heißt, ihm zur Zeit der Ernte fünf Rubel wegzunehmen. Das gute Herz erwacht in ihm und scheint den Sieg über die egoistischen Triebe davonzutragen.

Danilo Fedoceitsch wartete indeß draußen. Er dachte überhaupt nicht mehr an die Angelegenheit, da er harmlos die Sache für eine Herrenlaune hielt; und Herrenlaunen giebt es in Menge.

Doch das gedrückte Aussehen des Amtschreibers fiel ihm auf.

„Wie konnte ihm eigentlich so etwas einfallen? Unbegreiflich! Steuern einzuziehen, sagte er — so etwas soll ein vernünftiger Mensch verlangen können?“ rebete Danilo Fedoceitsch den Sekretär an.

„Weshalb ihm das einfiel, das können wir, Danilo Fedoceitsch, nicht wissen; aber da es ihm einfiel, so wird es in seinem Kopfe so lange spuken, bis es ausgeführt ist. Und Hindernisse, wie uns, wird er gewiß nicht scheuen, auf irgend eine Weise aus dem Wege zu schaffen. Weißt Du auch, wohin er uns schaffen wird? Erst auf die Anklagebank, dann nach Sibirien. Mühe wird ihm das nicht viel kosten.“

„Wieso nach Sibirien? Was habe ich denn Schlechtes gethan?“

„Was hast Du einem Hunde Schlechtes gethan? Garnichts und doch belst er Dich an und beißt Dich. Weißt Du, wie er es mit Deinem Vorgänger gemacht hat? Der bekommt jetzt nirgends eine Stellung mehr. Von Stadt zu Stadt schleppt er sich, abgerissen, verkommen, verhungert, mit der Familie. Und wofür? Nun, er hat dem Gutsherrn nicht Alles zu Willen gethan! ‚Die Nase,‘ sagte er, ‚hilt er zu hoch.‘ Ich dünkte, so will doch Niemand leiden. Ich habe Familie, kleine Kinder, und er wird uns, wenn er will, mit dem Finger zerdrücken wie einen Floh. Was sind wir für ihn denn mehr? Dir, Danilo Fedoceitsch, wird es noch schlimmer ergehen, von Dir ging ja der Hauptwiderstand aus.“

Der Schulze war ein gewöhnlicher Bauer. Er gehörte zu Jenen, denen die eigene Haut theurer ist als Alles auf der Welt, zu der Mehrheit, die ein gutes Herz besitzt, die bereit ist, etwas Gutes zu thun, dem Nächsten zu helfen, falls der eigene Wohlstand dadurch keinen Schaden erleidet. Sobald sich im fernen Nebel eine Gefahr erhob, ward ihm Angst für sich und seine Familie. Alsdann war er bereit, die schlimmsten Sachen zu thun, um seine Interessen zu wahren.

„Na, wie meinst Du also, Fedot Fedotowitsch?“ fragte der Schulze in einem weit weniger gleichgültigen Tone als vorher, da er gemeint, er habe es nur mit einer Herrenlaune zu thun.

„Laß mir Zeit, Danilo Fedoceitsch, das muß überlegt werden,“ sagte Fedot Fedotowitsch nach langem Schweigen.

Danilo Fedoceitsch überließ ihm bereitwillig das Nachdenken für sich und ihn, und so trennten sich Beide.

Der Schulze ging auf's Feld, auf Perechwatow wegen der verlorenen Zeit schimpfend, mehr aber noch darüber, daß er ihm die Gemüthsruhe geraubt hatte.

Fedot Fedoceitsch ging und schloß sich in das Amtszimmer ein; er verzichtete auf das Mittagessen

und vergaß sogar, den Salarod auszugeben. Zwei Stunden wandelte er von einer Ecke des Zimmers zur anderen, und immer überlegte er und überlegte, obgleich er eigentlich fast sicher wußte, daß er nichts Neues ausbrüten werde, daß die Sorge um die so kostbare Haut, sein einziges Eigenthum, Oberhand gewinnen werde über das schwache Emporstreigen seiner menschlichen Instinkte.

III.

Abends gegen sieben Uhr verbreitete sich in Pogorelofka von Mund zu Mund ein eigenhümliches Gerücht. Man behauptete, der Deutsche habe dem Zaren den Krieg erklärt, und die Regierung brauche schnell Geld. Eine rührige Frau erzählte die Geschichte ihren Mitschwestern in solch anschaulichen Bildern und mit so bestimmten Angaben, daß bei den Zuhörerinnen gar kein Zweifel mehr blieb. Sie hatte das Alles erfahren, als sie zufällig beim Schulzenamt vorüberging. Vor der Thür des Amtes saßen gemüthlich der Schulze und der Schreiber und tranken köhlenden Kwas.

„Aeh, hör' mal, Perepitschka,“ rief ihr der Schreiber zu, „hast Du denn nichts gehört?“

Die Perepitschka blieb sofort stehen. Was kann geschehen sein, das sie nicht gehört hat? Wer soll denn hören, wenn nicht sie, Perepitschka, die sämtliche Neuigkeiten von Pogorelofka wußte, ehe sie durch das Dorf ihren Lauf nahmen.

„Na, einen Krieg mit den Deutschen giebt es, das ist's. Nun, was siehst Du denn und reißt das Maul auf? Sonst weißt Du doch Alles, und jetzt?“

„Herrje, wirklich einen Krieg?!“

„Na, man sagt's Dir doch, 's giebt Krieg,“ bestätigte der Schulze. „Die Steuern sollen gleich eingezogen werden. Weißt Du, der Deutsche ist mächtig. Während wir gemüthlich unser Feld bestellten, hat er Pulver gesammelt. Und da ist nun jetzt ein Erlass ergangen, daß man die Steuern . . .“

Perepitschka hat nichts mehr gehört; sie hat nicht länger auf dem Plage ausharren können. Sobald sie eine Neuigkeit hörte, war sie stets wie von der Stelle fortgeweht. Ein unbezwingliches Bedürfnis, sich anzusprechen, treibt sie zu den Nachbarinnen. Die unvollkommene Kriegsnachricht hat sie schnell mit ihrer reichen Phantasie ausgeschmückt, und es entstand alsbald bei ihr ein sehr klares Bild von der Sache. Das Kriegsgerücht lief von Einem zum Andern und wurde natürlich durch die verschiedensten Zusätze bereichert. Leichtsinrige Frauen glaubten unbedingt Alles! Unter den Bauern fand die Neuigkeit großes Mißtrauen.

„Du hast das wohl geträumt, alte Hefe!“ schrie man der Perepitschka zu. Sie aber verschwor sich bei Jesus Christus, bei allen Heiligen, ja, sogar bei ihrem eigenen Körper, daß ihr der Schulze selbst diese Neuigkeit erzählt habe.

Die Bauern liefen nach dem Schulzenamt. Der Schreiber machte ein ernstes Gesicht. Er hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß man zuerst für die eigene Haut sorgen müsse. Den Schulzen hatte er nach Hause geschickt, denn er fürchtete, Danilo Fedoceitsch könne die ganze Sache noch zuguterlegt durch irgend eine Thorheit verrathen.

„Hast Du, Fedot Fedotowitsch, gehört, was die Weiber quasseln? Ein Krieg mit den Deutschen soll ausgebrochen sein?“

„Ja, ja, ist schon so ähnlich,“ sagte kaltblütig Fedotowitsch. Er war in Uniform und brüskete sich stolz.

„Und man soll die Steuern einzuziehen?“

„Ja, die Steuern . . . macht Euch heute bereit, sammelt!“

„Und mit welchem Rechte will man uns zu Grunde richten?“

„Mit welchem Rechte, fragt Ihr? Hier!“ Der Schreiber nahm aus der Brusttasche ein Papier und zeigte es ausbreitend den Bauern.

Diese sahen das große Amtssiegel, das sogleich seine Wirkung ausübte.

„Also ein Erlass?“

„Wie Ihr seht. Ich habe das Ding doch nicht aus meinen Fingern gesogen,“ sagte er mit einer

Handbewegung, die ausdrückte, vor einem gesiegelten Papier giebt es keine Rettung.

„Und liest Du auch nicht?“ fragte mißtrauisch ein Kleinrusse.

„Kannst denn lesen?“ entgegnete der Schreiber.

„Ne, kann nich.“

„Na also, könntest sonst selbst lesen.“

„Ist das ein Unglück! Kommt nicht das eine, so kommt das zweite, ist's nicht das zweite, so das zehnte; ist's nicht das Ungeziefer, so der Hagel, wenn nicht der Hagel, so der Gutsherr, und wenn endlich nicht dieser, so schickt uns Gott den Deutschen . . . 's wird wohl für unsere Sünden sein,“ beschloß der Kleinrusse seine philosophische Betrachtung.

Was half's, die Bauern mußten eben Alles glauben. Die meisten söhnten sich mit dem nothwendigen Uebel aus, weil sie noch den Rest des Geldes von der Heuernte liegen hatten. Einige andere aber ließen gleich den Kopf hängen. Es öffnete sich vor ihnen eine Aussicht, die viel Elend brachte. Es konnte ihnen ihr letztes Pferd, ja sogar ihre ganze häusliche Einrichtung kosten.

Gleich nach Sonnenuntergang begann die Polizei ihre Thätigkeit. Fedot Fedotowitsch lief in höchster Aufregung vom Amtszimmer in seine Wohnung, ohne zu bemerken, daß er seine Sprößlinge umramte. Er sah und hörte überhaupt nichts. Bis zur Steuereinzahlung war er sehr müthig, aber sobald die Beamten anfangen, von Haus zu Haus zu gehen, lief er nervös umher, als ob sein kleiner Rumpf elektrisirt würde.

Die Angst war unnöthig. Niemals verlief die Einziehung so friedlich, niemals war die Polizei so nachsichtig mit den Unbemittelten. Sobald sich zeigte, daß in einem Hause wirklich kein baares Geld aufzutreiben war, ging der Beamte schweigend fort. Er beherzigte die Vorschrift des Gutsherrn, den Armen nicht zu drängen. Bei den Aufrihrern fand sich natürlich Geld, das nämlich, was sie für Perechwatow bereit hatten, und — weiter wollte man ja auch nichts.

Als die Polizei nach dem Schulzenamt zurückkam und verkündete, daß Alles glücklich verlaufen wäre, riß Fedot Fedotowitsch erstaunt den Mund auf. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Doch eins war schlimm. Michael Kusmitsch war nicht zu Hause und nirgends zu finden. Seine Frau wußte nur soviel, daß er vor Sonnenuntergang sein Pferd angespannt hatte und mit den Worten, daß er für längere Zeit fortbleiben werde, aus dem Dorf gefahren sei.

Dies verminderte die Freude des Schreibers sehr. Er wußte, daß Michael Kusmitsch ein entschlossener Mensch war, und daß er höchst erbittert von Perechwatow fortgegangen war. Was konnte der ausgedacht haben? War von ihm nicht Unheil zu befürchten? Fedot Fedotowitsch fühlte, daß seine Haut zu prickeln anfing . . .

Die Morgenröthe des nächsten Tages schien die Erde versengen zu wollen. Sobald sie über dem naheliegenden Wäldchen emporstieg, durchglühte sie mit ihren heißen Strahlen die Luft. Noch zwei, drei solche Tage, und auf den Feldern wird Alles versengt sein, und leere Aehren werden gen Himmel deuten.

Diesen Morgen stand Perechwatow früher als sonst auf. Er hatte die Nacht schlecht geschlafen. Immer berechnete er die bevorstehenden Verluste, falls ihm sein geistreicher Einfall nicht gelänge. Er war ordentlich ärgerlich auf sich selbst, daß er nicht zur rechten Zeit Arbeiter gedungen hatte. Selbst gestern hätte er noch in der nächsten großen Stadt Arbeiter bekommen, freilich mit finsternem Verluste, als wenn er mit „häuslichen Mitteln“, d. h. mit seinen Bauern geerntet hätte. Die ungeheuren Verluste, die ihm vielleicht bevorstanden, schreckten seine gierige Phantasie; denn sollten diese Dummköpfe, die Bauern, diesmal klug handeln und die Arbeit bestimmt verweigern, so gingen zweitausend Dessiatinen Roggen zu Grunde, Roggen, wie er im ganzen Kreise nicht zu sehen war. Um vier Uhr Morgens war Perechwatow schon auf den Beinen, wodurch er seinen Diener Thimophe, der gern noch schlafen wollte, in unangenehmes Staunen versetzte.

„Waren sie noch nicht hier?“ fragte Berechwatow den Diener, der sich schlaftrunken das linke Auge rieb.

„Ben meinen Sie?“ fragte Thimophee außerordentlich unliebenswürdig.

„Jene . . . die von gestern.“

„Die Bauern? Nein, die waren noch nicht hier.“

Nach einer halben Stunde rief Berechwatow nochmals: „Thimophee, noch nicht?“

„Nichts zu sehen. Soll ich sie vielleicht rufen?“

„I bewahre! Sollst Niemandem ein Wort davon sagen, hörst Du?“

„Zu Befehl.“

Berechwatow sah unablässig zum Fenster hinaus, immer nach der Sonne.

„Ach, was für eine strahlende Sonne! Eine wahre Gluth! Wird wohl Alles versengen,“ seufzte er und lief mit Leichtigkeit durch das Zimmer, trotz seiner zweihundertzwanzig Pfund. „Na, meinetwegen, ich werde schon leiden. Aber Ihr sollt mich kennen lernen, meine Guten,“ unterhielt er sich im Geiste mit den „Aufstehern“.

Um halb sechs kamen die Bauern zu Berechwatow auf den Hof. Ihr Aussehen war ein gänzlich anderes als gestern; fast konnte man meinen, es seien auch andere. Die Gesichter trugen den Ausdruck einer stumpfen Ergebenheit. Sie sprachen auch nicht, von Zeit zu Zeit hob Jemand den Kopf zur Sonne mit der kurzen Bemerkung „sengt“. Die Anderen ant-

worteten nicht; es sah ihnen ganz gleichgültig, ob die Sonne brannte oder nicht.

Thimophee zeigte sich in der Thür.

„Na, schläft Samson Berechwatow noch?“ fragten verlegen die Bauern.

„Natürlich schläft er; wozu soll er so früh aufstehen? Vielleicht Euer Gnaden wegen?“ antwortete mit unnachahmlicher Frechheit Thimophee und verschwand sogleich, um dem Herrn Mittheilung zu machen.

Berechwatow zog nach empfangener Nachricht die Uhr aus der Tasche und auf das Zifferblatt starrend, saß er genau fünf Minuten im Zimmer. Dann zog er den Rock aus und den Schlafrock an, es sollte aussehen, als ob er eben aus dem Bette käme.

Als der Gutskerr in der Thür erschien, nahmen die Bauern wie auf Kommando die Mützen herunter, und ebenso einmüthig räusperten sie sich, als ob sie alle mit einem Male sprechen wollten. Berechwatow war in feinen Bewegungen langsam und majestätisch, ganz wie gestern; man mußte denken, daß er sich über seine Lage keine Sorgen machte.

„Nun, was wollt Ihr, meine Lieben,“ sagte er in demselben weichen Tone, in dem er gestern seine Rede begonnen.

Die Bauern schwiegen, anscheinend in der Erwartung, daß einer von ihnen das Wort ergreifen werde. Da aber Michael Kusmisch nicht zugegen war und sich ein anderer Redner nicht fand, begannen sie Alle gleichzeitig zu sprechen. Natürlich

war nichts zu verstehen. Berechwatow wußte aber Alles, was er zu wissen brauchte.

„Ich verstehe ja nichts, Einer von Euch soll reden,“ unterbrach Berechwatow das Murmeln des Haufens. Dann vernahm man die heisere Stimme des kränklichen Bauern, desselben, der gestern das unglückliche Ende der Sache prophezeit hatte. Er zeigte sich bereiteter als alle anderen.

„Erlaubt, Euer Gnaden, wie Ihr uns gestern befohlen,“ röchelte er aus allen Kräften, „Eures Roggen vom Felde zu nehmen. Darnach möchten wir unser Korn herunternehmen. Wir sind mit allem einverstanden.“

„Wieso?“ rief Berechwatow erstaunt. „Warum bringt Ihr denn nicht das Geld? Habt Ihr doch alle Taschen voll Geld. Was soll denn das heißen? Ich verstehe nichts, ich kann wirklich nicht begreifen?“

„Geld? Gott hat uns schon für unsere Sünden eine Strafe geschickt. Gestern mußten wir die Steuern bezahlen. Soll ein Krieg ausgebrochen sein mit den Deutschen.“

„Krieg? So, so . . . Das ist mir ganz neu. Wieso habe ich denn nichts davon gehört? Und nun soll ich Euch doch erlauben, das Korn abzunehmen? Ich weiß wirklich nicht, das muß ich mir erst überlegen.“

„Erlaubt, Euer Gnaden, die Zeit ist so gefährlich jetzt. Mit jeder Minute kann Alles verloren gehen, Eures und das Unsrige.“ Die Bauern machten tiefe Verbeugungen. (Schluß folgt.)



Neues Werden!*

Dieses wogende Gedränge
Dunkel nur empfand'ner Gluthen,
Die gedankenfruchtbar stuthen
In die Welt aus Daseins-Enge . . .

Diese heimenden Gesänge,
Welche lang im Schlummer ruhten, —
Ihres Werdens wohligh Blüten
Still unhauchl von Luftgepränge:

Klingt es nicht wie süße Ahnung,
Daß aus morschen Denkenstrümmern
Keine Ideale schimmern?

Tenz, ich jauchzte deiner Mahnung,
Ahd, wie Du, voll Lust am Ringen
Will ich neue That vollbringen!

Franz Hermann.

* Aus „Moderne Lyrik“. Berlin, v. Walbau's Verlag.

Frühling. Somenstühen durch den Raum, der Himmel in strahlendem Glanze. Ein lauer kräftiger Hauch zieht über die Ebene, die letzte Knospe hat ihre Hüllen gesprengt, frisches Grün, so weit das Auge blickt. . . Das Motiv, das Heinrich Bügel, der Münchener Maler, in unserem heutigen Wilde gemalt, bringt nichts Neues: Die Räume, unter deren Kronen sich ein Ausblick auf die weite Ebene eröffnet, die darunter grasenden Schafe, all' das hat er schon oft gemalt, und auch den Lesern der „Neuen Welt“ ist er durch ein ähnliches Bild bekannt. Aber es verlohnt sich, ihm darin zu folgen, so neu und machtvoll weiß er es immer wieder zu gestalten. Wie hier die Ebene schier meilenweit sich dehnt, zur Mitte sich senkt und dann wieder mäßig zu der fernen Horizontlinie ansteigt, wie sie mit Gehöften und Feldern besetzt ist, wie man es wirklich empfindet, daß unter dieser Fläche die alte feste Erde ruht, in der starke Räume unerschütterlich wurzeln, das ist mit einer außerordentlichen Kunst der Darstellung gegeben. Und wieder sind auch die Schafe, über deren breite Wollrüden die Sonne spielt, mit der ganzen Kunst Bügel's, des besten unserer Thiermaler, gezeichnet.

Die Ursachen der Träume. Eine scharfe Grenze zwischen dem wachen Zustande und dem Schlafe giebt es nicht, der Schlaf tritt allmählig und unmerklich ein. Daraus folgt, so führt Alfred Lehmann in seinem Buche „Aberglaube und Zauberei“ aus, daß die Vorstellungsbilder, die im wachen Zustande begonnen hat,

sich im Schlafe fortsetzen kann. Da der Mensch im tiefen Schlafe nicht träumt, so müssen die „Träume durch Assoziationen“ aufhören, wenn der Schlaf hinreichend tief geworden ist. Die Träume, die gegen Morgen, wenn der Schlaf wiederum leicht wird, auftreten, müssen also eine andere Ursache haben. Die Forschung hat ergeben, daß diese Träume durch Nervenreize direkt ausgelöst werden. Aber nur starke Reize vermögen sich geltend zu machen, am ehesten wahrscheinlich Druck- und Temperaturempfindungen, späterhin, gegen Morgen, auch Gehörs- und Gesichtsempfindungen. In weit größerem Umfange üben Zustände des Organismus selbst einen Einfluß auf das Gehirn aus, z. B. die freie oder gehemmte Athmung, die Blutzirkulation, chemische Veränderungen des Blutes, die Lage des Körpers, Hunger und Durst, krankhafte Zustände usw.; dann können aber andere Reize hinzutreten und den Verlauf des Traumes ändern, eine weitere Ursache für den unregelmäßigen Charakter der Träume.

Da man annehmen darf, daß jeder Nervenreiz stets dieselbe Empfindung hervorruft, so muß ein häufig wiederkehrender Nervenreiz auch sehr leicht denselben Traum auslösen. Der gleiche Nervenreiz muß ferner auch bei verschiedenen Menschen gleiche Träume hervorrufen. Der Inhalt derselben kann natürlich bei dem so überaus verschiedenen Bewußtseinsleben der Menschen nicht völlig übereinstimmen; aber es giebt doch bei den meisten eine ganze Reihe gleichartiger Träume, die durch bestimmte Umstände verursacht werden. Jeder kennt wohl aus eigener Erfahrung Träume, in denen man die Empfindung des Fliegens oder eines jähen Sturzes hat usw. Derartige Träume bauen sich auf einer bestimmten, von einem Nervenreiz ausgehenden Empfindung auf, die durch ihre Stärke und ihre Dauer das ganze Traumbewußtsein beherrscht.

So rührt die Empfindung des Fliegens oder Schwabens von einer freien und leichten Athmung her. Lehmann erzählt als Beispiel, er habe während eines Mittagsschlafes auf dem Sopha einen langen Traum des Inhaltes gehabt, daß er sich damit belustigte, auf und nieder zu schwäben. Als er erwachte, lag er auf dem Rücken, hatte die Arme an den Seiten, den Kopf stark zurückgebogen und die Brust sehr hoch, die Athmung war sehr frei, und er befand sich sehr wohl. Der physiologische Gegensatz zum Fliegen ist die Beklemmung, das allgemein bekannte Alpdrücken. Die Ursache dieses Zustandes liegt darin, daß die Athmung durch irgend eine Ursache behindert ist. Man hat verschiedene Versuche angestellt, um dies zu beweisen. So wurde Personen, die an Alpdrücken litten, mitten im Schlafe eine wollene Bettdecke über Mund und Nase gelegt. Sofort begann der Schlafende in tiefen, langen Zügen zu athmen. Dabei wurde sein Gesicht roth, die Athmungsmuskeln arbeiteten gewaltig; er stöhnte, rührte sich aber nicht, bis er sich plötzlich mit einer gewaltigen Anstrengung im Bette umdrehte und dadurch das Gesicht von der Decke befreite. Nun wurde die Athmung wieder ruhig und

der Betreffende schlief weiter. Nachdem er geweckt worden, erzählte er, er hätte ein furchtbares Alpdrücken gehabt, ein häßliches Thier wäre ihm plötzlich auf die Brust gesprungen und hätte ihn am Athmen gehindert. Einer der Versuchspersonen erklärte auch, daß ihr der plötzliche Sprung des Thieres das Auffallendste gewesen wäre, da es sonst immer schleichend über sie zu kommen pflegte. Gewöhnlich tritt eine Hemmung der Athmung im Schlafe nur allmählig ein, und dies erscheint dem Träumenden als ein schleichendes Veramachen des feindlichen Wesens. Die Empfindung eines tiefen und jähen Falls hat zur Ursache eine Erschlaffung der Rückenmuskulatur. Nicht häufig ist jedoch ein Fall über den Schluß eines langen und äußerst unbehaglichen Traumes, in dem man sich verfolgt wähnt. Um seinen Verfolgern zu entgehen, springt man dann aus dem Fenster oder von einem Berge, oder von einer Höhe hinab und wacht dann während des Falles in großer Angst auf. Solche Träume rühren gewöhnlich davon her, daß das eine Bein über dem anderen liegt, so daß die Blutzirkulation durch den Druck auf eine größere Ader gehemmt wird. Um dieselbe wieder auszugleichen, arbeitet das Herz bedeutend kräftiger; dadurch entsteht bei dem Schlafenden das Angstgefühl, von dem der ganze Traum ausgeht. Lehmann führt an, daß er den Traum wiederholt willkürlich dadurch hervorrief, daß er sich mit übereinandergeschlagenen Beinen zum Schlafe niederlegte; wenn er dann über dem Fallen erwachte, so schlug der Puls jedesmal schneller als normal. Die Empfindung, nackend zu sein, tritt ein, wenn die Bettdecke hinabgleitet und ein Theil des Körpers entblößt wird. Endlich werden zahlreiche Träume dadurch ausgelöst, daß man sich krank fühlt; diese sind natürlich ebenso abwechselnd und mannigfaltig, wie die Krankheitsursachen selbst.

Im Waldbrand.

In nackten Bäumen um mich her der Säher,
Der ewig freischwebende, der Eichelpalter,
Und über Farnkraut gaukelt nah und näher
Und wieder weiter ein Zitronenfalter,
Ein Hühnerhabicht schießt als Mäusejäger
Pfeilschnell knicklängs vorbei dem Pflügerzhalter,
Der Himmel lacht, der große Knospenspäher,
Und auf den Feldern klingen Osterpalter.

Debes von Littenron.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.